

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

4.6.1916 (No. 23)



Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 23

Karlsruhe, Sonntag, 4. Juni

1916

Inhalt: Gegenüber. Von Gottfried Keller. — Gottfried Keller in seinen Briefen. Von W. E. Desterling. — P. 84. Eine Schulbimoreske von Ferdinand Wadlinger.

Gegenüber.

Einkehr unterhalb des Rheinfalls.

Von Gottfried Keller.

Da rauscht das grüne Wogenband
Des Rheines Wald und Flu entlang:
Jenseits mein liebes Badnerland,
Und hier schon Schweizerfelsenhang.

Da zieht er hin, aus tiefer Brust
Mit langsam stolzem Odemzug,
Und über ihm spielt Sonnenlust
Und Eichenrauschen, Falkenflug.

Kein Schloß, kein Dom ist in der Näh',
Nur Wälder schauen in die Flut!
Von Deutschland schwimmt ein fliehend' Reh
Hjerüber, wo es auch nicht ruht.

Und in der Stromeseinsamkeit
Vergeß' ich all den alten Span,
Versenke den verjährten Streit
Und hebe hell zu singen an:

„Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

„Wo ich hinüber rufen mag,
Was freudig mir das Herz bewegt,
Und wo der klare Wellenschlag
Den Widerhall zurück mir trägt!

„O steigt zum Himmel, Lied und Wort!
Schwebt jubelnd ob dem tiefen Rhein!
Hier ist ein stiller Freiheitsport
Und hier wie dorten schweigt der Hain!“

Gottfried Keller in seinen Briefen.*)

Von W. E. Desterling.

I.

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz: Die mit Gottfried Keller persönlich zusammengekommen sind, stimmen darin überein, daß er im Umgang ein sich schwer anschließender einsilbiger Mensch war,

*) Vgl. G. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie J. Baechtolds dargestellt und herausgegeben von G. Ermatinger. Stuttgart, J. G. Cotta, 1916. I. Bd. Biographie; II. Bd. Briefe 1830—61. Diese neue Ausgabe ist viel ausführlicher als die frühere von Baechtold. Sie bringt etwa 200 Briefe mehr, auch einzelne genauer und ohne die Striche, die seinerzeit aus bestimmten Rücksichten geboten waren. Die richtigen Namen sind eingesetzt, wie z. B. Dortchen Schönfund sich als Betty Tendinger, Frau Dunders Schwester, entpuppt.

der niemals von oder über sich gesprochen habe. Wie anders aber enthüllt sich uns Späteren nicht bloß der Dichter, sondern auch der Mensch, der wie ein steinerner Gast in froher Gesellschaft sitzen und zwei geschlagene Stunden lang kaum ein Wort reden konnte, der nun aber in seinen Briefen sich aufstut und uns Zeugen eines Innenlebens werden läßt, das man profanen Augen eigentlich verhüllen möchte, läge nicht so viel Röstlichkeit hier geschichtet. Was Kellers Dichtungen auszeichnet, stempt auch seine Briefe und das kurze Tagebuch zu den wertigsten Gebilden ihrer Art: ihr kristallheller Sill, die Ursprünglichkeit ihres Wesens, das seine besten Säfte aus einem kräftigen Heimatboden sog und darum bei aller Phantastik erdnah und wirklichkeitsstreu blieb, eine geistige Beschwingtheit und Anmut innerer Raune, die heitere Krabesken um einen alltäglich scheinenden Kern zu ziehen wußte, ein leichtes kunstvolles Spielen der Seele und des Geistes mit ihren Geschöpfen, das die volle Souveränität des Schöpfers über seine Gebilde bezeugt, eine scharfe Beobachtungsgabe, die nicht bloß die Umwelt, sondern sich selber aufs Korn nimmt, dabei manchmal derb und knorrig, aber nie bitter, nie ungerecht wird, sondern in voller Erkenntnis des Weltlaufs und philosophischer Schätzung aller irdischen Dinge zu einem heiteren, wenn auch härtebigen Humor gelangt. Dieser Humor ist nun keineswegs der Ausfluß eines lustigen Gemütes, das eine naive Freude an drolligen Geschehnissen oder witzigen Einfällen empfindet, sondern im Gegenteil das Resultat einer Entwicklung, die den Menschen durch eine harte und bittere Lebensschule geführt hat. All die Kimmernisse, die der Grüne Heinrich erfahren hat, all die Nöte des Leibes und der Seele, die ihn in der ersten Fassung mit dem zypressendunkeln Schluß zu seinem tragischen Tode drängen, während in der zweiten die Resignation ihn unter ihre heilenden Güttiche nimmt, all dies hat Gottfried Keller selber durchgemacht und nichts ist ihm erspart geblieben. „Ich habe bei diesem Unglücklichen (eben dem Grünen Heinrich) das gewagte Manöver gemacht, daß ich meine eigene Jugendgeschichte zum Inhalt des ersten Teiles machte, um dann darauf den weiteren Verlauf des Romanes zu gründen, und zwar so, wie er mir selbst auch hätte passieren können, wenn ich mich nicht zusammengenommen hätte. . . . Ich hatte nicht die Intention, aus eitler Subjektivität diese Jugendgeschichte einzufügen, weil sie die meinige ist, sondern obgleich es ist, und stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst nur objektiv zu machen und ein Exempel zu statuieren. (4. 3. 1851.)

Die Briefe Kellers bieten in ihrem ersten Teil das Material, den großen Roman auf seinen urkundlichen Gehalt hin anzusehen, sie geben aber auch einen lebhaften und erhebenden Begriff davon, wie Keller sich „zusammengenommen“ und jene Lebenshöhe erarbeitet hat, der wir seine Gaben danken. Was den Zeitgenossen, mit Ausnahme einiger vertrauter Freunde, verborgen war, steht uns wie ein erschlossener Juwelenschrein offen. Darüber hinaus kommen dann die vielfältigen sachlichen und menschlichen Beziehungen zu Recht, die den Dichtersmann mit der Kunst, der Umwelt und den Zeitgenossen verknüpfen, wobei freilich er stets der Mittelpunkt des Betriebes bleibt. Denn der subjektive Genuß, der künstlerische, entspringt immer der Art des Brieffschreibers, der kein übermäßig fleißiger Epistolograph war, aber einer der allervorzüglichsten. Bis er sich einmal an den Schreibtisch setzte, das mochte dann und wann Mühe und Ueberwindung kosten; auch blieb manchmal ein Brief halbfertig liegen; floß ihm aber endlich die Tinte aufs Papier, so war auch sein Geist von einer Flüssigkeit, die anmutig einherströmte, die wie ein munterer Strom schwere Frachten leicht dahinträgt, frohlich in der Sonne glitzert und an widerstehenden Felsen mit einem muntern Aufsprühen vorbeischaumt. Nichts verstickt sich in unbestimmtes Gefühl, alles ist voll klarer, klümpfloser Gegenständlichkeit, und selbst das Trübe und Schmerzhafte wird ohne Klage oder Pessimismus vorgetragen. Auf dem Grunde liegt immer ein gesunder Sinn für das Tüchtige, Ehrenfeste und Rechtschaffene.

Mit einem langen dunkeln Anstalt hebt das Gefüge an. Die zweieinhalb Jahre, die Keller in München zubrachte, wo er seinem Drang, Maler zu werden, nachging, beginnen hoffnungsfreudig, um zuletzt in trüber Stimmung, fast Verzweiflung zu enden. Dieser Verzweiflung freilich gibt der Brieffschreiber nur leisen Ausdruck. Man muß seine Tonart kennen, um schon an einer Andeutung seine Bedrängnis zu merken. Die Haltung des Niedergedrückten bleibt allezeit männlich, widerstandsfähig, fast trotzig. Er quält sich ohne rechte Anleitung mit seiner Kunst, malt Landschaften, ohne Naturstudien machen zu können, weil ihm seine spärlichen Geldmittel keine Reise aufs Land oder in die Berge gestatten, schlägt sich klammerlich

durchs tägliche Leben, ohne in seinem Werben um die hohe Kunst nachzulassen, und sieht sich immer wieder gezwungen, der treuen und aufopfernden Mutter Bittbriefe heimzuschicken, sie auf seine Erfolge vertröstend, welche unmöglich ausbleiben können. „Daß man dann und wann einige Schulden haben kann, bringt halt das Leben in der Fremde ganz leicht mit sich, und Du mußt Dir etwa deshalb keine Sorgen machen; es kommt alles nur nach und nach, und wenn ich zusammenrechne, was ich seit meinem Hiersein schon gebraucht habe, so finde ich, daß ich im Verhältnis mit vielen andern einer der Sparsamsten gewesen bin. Alle brauchen im Durchschnitt, das heißt von den Unvermöglichern, 400—450 Gulden jährlich und ich habe erst ungefähr 300 Gulden gebraucht... Ich wohne vor der Stadt bei honetten Leuten, welche mir soeben, da es Ostersonntag ist, einen Keller voll Ostereier ins Zimmer bringen. Ich habe ein hübsches Zimmer für 4 fl. und das Frühstück beziehe ich von meinen Hausleuten...“ Voll Barmherzigkeit und Rücksichtnahme stellt er der Mutter seine Lage immer möglichst rosig dar, um ihr unnötigen Kummer zu ersparen und ihr die Hoffnung auf die Zukunft nicht zu verbunkeln.

Im Briefwechsel mit seinen Freunden darf er diese Ehen beiseite lassen, ohne freilich jemals auf der Jammerstätte zu steigen. Im Gegenteil: am Widerstand, an der harten Notwendigkeit erhebt sich sein Humor, der ihn so lange oben auf hält, als es überhaupt menschlich möglich ist. Bezeichnend ist dafür etwa der Brief an J. S. Hegi vom selben Tag wie der zitierte an die Mutter (10. April 1841), woraus einiges mitgeteilt sei: „... Das Leben fängt allgemach an, sich so ein wenig pechig für mich zu gestalten. Schon habe ich dreimal was ausgekollert, Komplimente darüber eingesammelt, aber noch nie eine von jenen vermaledeiten Ankaufsnummern an meinen Bildern entdeckt. Dabei kann meine liebe Alte mir nichts mehr schicken, und um ihr allen Kummer zu ersparen, schreibe ich ganz fidel nach Hause, als ob ich im größten Floribus lebte, indes ich ganz gemühtlich auf dem räudigsten und schäblichsten Hunde reite, den es jemals gegeben hat...“

Zwei Wochen darauf vermeldet er demselben Freunde: „... Ich male jetzt von morgens 7 Uhr bis abends 7 Uhr mit wenig Unterbrechung und mit großem Genuß. Ich habe gefunden, daß der Hund und alle Entbehrungen weit erträglicher sind, wenn man nur arbeitet. Vor meiner Staffelei vergesse ich alles, und wenn ich abends wieder ein gutes Stück meiner Leinwand beschmiert habe, so „ach“ ich mit meiner Gitarre einen so tollen Lärm, als ob ich zehn Frauen zu Mittag gespeist hätte anstatt der Hundemahlzeit...“

Die Tonart ist charakteristisch: sie vermeidet aus Schamgefühl jedes Pathos und gebärdet sich eher burlesk, kraftmeierisch und derb.

Die Hoffnung, mit der Malerei vorwärts zu kommen, schlügen andauernd fehl. Auch die Ausstellung eines Bildes in Zürich führte zu nichts. Jedoch immer wehrte sich der Kunstjünger dagegen, seinem Ideal treu zu werden und etwa seinen Lebensunterhalt durch Kopieren zu erwerben. Ende Oktober 1842 stieg die Not immer höher. Es kam soweit, daß er wie sein Ebenbild, der Grüne Heinrich, bei einem Ausreicher Fahnenstangen blau und weiß bespinseln mußte. Der Wunsch, heim zu reisen, erstickt immer mächtiger; vielleicht, daß ihm dort das Glück holder wäre. Er hat in der Fremde Bitternis genug geschmeckt. Am 24. Oktober 1842 schreibt er der Mutter: „... Man kann freilich kolorieren, aber wenn man einmal angefangen hat, so kommt man nicht mehr heraus, weil man dabei nichts ersparen kann, und im Winter schaut gar nichts heraus. Ich habe meine Not einigen älteren Herren geklagt, welche mir den Rat gaben, einige Monate nach Hause zu gehen, dort fleißig zu arbeiten, weil mich das Leben nicht so hart ankommt wie hier, und nachher wiederzukommen. Ich fand diesen Rat ziemlich gut, besonders da ich ein wenig Heimweh verspüre und eigentlich fast keine andere Wahl ist, wenn ich nicht ärger in die Zinte kommen will... Daß ich also heimkomme für ein paar Monate, ist ziemlich nötig, und Du wirst mir Deine Tore gewiß nicht verschließen; ich werde mein Möglichstes tun, daß Dir meine Anwesenheit nicht zu beschwerlich fällt. Es handelt sich hauptsächlich um das Kleingeld... Wenn es Dir möglich ist, so bitte ich Dich, mir 30 Gulden zu schicken, damit ich sogleich fort kann...“

Als Maler kehrte G. Keller heim, in der Meinung, dieser Kunst treu zu bleiben und ihr sein Leben weiterhin zu weihen. Er zeichnete und pinselte auch in Zürich eifrig weiter. Die Umgebung der schönen Seestadt bot ihm Motive genug. Aber mit einmal zeigte es sich, daß der Drang, produktiv zu schaffen, sich einen ganz andern Ausweg suchte: daß das Gestalten in Gedanken und Worten, daß das Dichten ihm das Wahre und Naturgemäße sei. In den Briefen, die jetzt frei von änkern Druck entstehen, bricht sich urkräftig und behaglich das Talent des Erzählens und Schilderns Bahn, das sich überdies in ausführlichen Tagebuchblättern offenbart. Der Schriftsteller erwacht. Der Dichter wird geboren.

Noch belästigte er den im Frühling 1843 neu hervorgetretenen Schöpfertrieb durch materielle Studien; da er aber im Malen keinen Trost empfand, verfiel er unbewußt aufs Versmähen und entdeckte höchst verwundert, daß er reimen könne. Die Stoffe, die ihn beschäftigen, sind zum Teil etwas verwickelt, klären sich aber sehr bald. Frühe schon macht sich das Bedürfnis bemerkbar, seine Stimme für das Volk, insbesondere das Schweizervolk, in seiner Bedrängnis und Not zu erheben. Der Einfluß der politischen Dichtung

von Herwegh und Anastasius Grün gibt den Anstoß. Am 16. September 1845 schreibt G. Keller an einen Freund (M. Veemann) auf die Züricher Zeit rückblickend: „... Ich machte Gedichte die schwere Menge und faßte den Entschluß, sie herauszugeben, damals nur, um eine Summe zu erschwingen, um nach München zu gehen, wohin alle meine Gedanken noch gerichtet waren. Es war aber dummes und schlechtes Zeug, das ich machte, das längst beiseite geworfen ist. Einzelnes davon verschaffte mir aber Aufmunterung, bis ich zuletzt eine Sammlung besserer Sachen beisammen hatte, welche ich kompetenten und einflussreichen Personen mittelte. Sie wurden hin und her beguckt und geworfen; endlich hieß es, ich sei ein „Dichter“, und von da an kam ich in ausgezeichnete ehrenvolle Gesellschaft, und begann literarische Studien. Das Malen ist nun an den Nagel gehängt, wenigstens als Beruf... Daneben habe ich dramatische und andere Spureneien die Menge im Kopf und, falls es nicht ein Strohhalm gewesen ist, eine schöne Zukunft. Diese wird auch teilweise von der Gestaltung der politischen Dinge abhängen, denn Du mußt wissen, daß ich ein radikalster Poet bin und Freud' und Leid mit meiner Partei und meiner Zeit teile...“

Die vorher in Zeitschriften erschienenen Gedichte kamen im Jahr 1846 als Büchlein im Verlag von Winter zu Heidelberg heraus. „Es enthielt nichts“, wie Keller selbst meint, „als etwas Naturstimmung, etwas Freiheits- und etwas Liebeslyrik.“ Die Aufnahme bei Kennern und verständigen Lesern war herzlich, zum Teil begeistert. — Keller schreibt indessen am Tagebuch weiter und zeichnet auch seine Träume auf, die seine Phantasie ihm des Nachts vorzaubert, in einer ganz unmythischen, heiterklaren Art. Am 1. Mai 1848 notiert er einen Frühlingsspaziergang, der ihn auch auf den Jahrmarkt der Stadt führte. Voll Humor, mit einer Dosis Sarkasmus, berichtet er von einem dort gezeigten Rhinoceros, als der einzigen Merkwürdigkeit des Marktes, welche einigen Zuspruch erhielt. Es war eigentlich für den Pariser Tiergarten gekauft, aber infolge der Revolution wieder abbestellt worden. „Heimatlos irrt das altmodische Tier nun in der Schweiz umher, doch nicht brotlos, da seine Seltsamkeit und sein Horn auf der Nase ihm ein hinlängliches Auskommen sichern. Wohl jedem, der in diesen Zeiten etwas Neues gelernt hat! — Als vollends in diesem verworrenen Treiben einige verwehte Republikaner aus Baden erschienen mit zerknickten schwarzrotgoldenen Stokarden, da flüchtete ich mich auf den Pese-saal...“

Das sturmbelegte Jahr 1848 entschied über Gottfried Kellers Lebensweg. Die Züricher Staatsregierung bot ihm auf Grund seiner bisherigen poetischen Leistungen ein Stipendium zur weiteren Ausbildung an, speziell zur Verfolgung seiner dramatischen Pläne. Um den hochherzigen und seltenen Schritt der Züricher Regierung ganz zu würdigen, muß man bedenken, daß Keller nahezu 30 Jahre alt war und es, im spießbürgerlichen Sinn, noch zu nichts gebracht hatte. Aus der Kantonschule war er seinerzeit ausgewiesen worden, aus München war er als verfrachteter Maler heimgekehrt und die letzten rund sechs Jahre hatte er bei der Mutter ohne Beruf gelebt. Keller wußte sein Glück wohl zu schätzen. Er dankte der Behörde dafür, daß ihm „in einem Zeitpunkt, der sonst allen schönwissenschaftlichen Bestrebungen höchst ungünstig sei, die Möglichkeit gegeben werde, seine geistigen Erfahrungen im Ausland zu bereichern.“ So war er dahin gelangt, „vorerst wieder nach dem seligen oder unseligen Deutschland, diesem armen Dornröschen, hinauszufern.“ Das Ziel war Heidelberg mit seiner Universität.

Der Aufenthalt dort wurde von ausschlaggebender Bedeutung für Keller und für die deutsche Literatur. In Keller vollzog sich zu Heidelberg die Ueberwindung der Romantik, deren Genius noch seine Flügel über der Mäusenstadt am Neckar gebreitet hielt. Keller wuchs hier zum großen Epiker, der den Menschen zum Gegenstand seiner Dichtung macht, den Menschen als Naturobjekt, als Zeit- und Weltprodukt. In Heidelberg wurde Keller zum Mann, hier vertiefte sich seine Weltanschauung, die seiner Dichtung ihren starken Untergrund, ihr geistiges Rückgrat verlieh. Die Heidelberger Zeit vermittelte dem Grünen Heinrich sein philosophisches Rüstzeug, seinen tieferen Gehalt, der das Buch aus der Sphäre eines bloßen Entwicklungsromans in die Höhe einer Weltanschauungsdichtung hebt.

Die Heidelberger Briefe unterscheiden sich von den Münchenern durch den sorgloseren Ton. Keller hatte keine materiellen Bedrängnisse. Seine Seele durfte sich unverkümmert der Eroberung und Verarbeitung der neuen Bildungselemente zuwenden. Der Humor konnte frei und spielerisch sein lächelndes Haupt erheben. So peinigend die Münchener Briefe als Ganzes mit ihren immer wiederkehrenden Klagen und Bitten wirken, so erquickend, mitreißend, befeuernd gibt sich die Heidelberger Folge.

Den Zusammenhang mit der Heimat wahrte er durch den Verkehr mit Landsleuten, wie er auch in München und später in Berlin das schweizerische Stammesgefühl aus innerem Bedürfnis pflegte. Was er über Heidelberger Verhältnisse berichtet, klingt nicht immer sehr schmeichelhaft. Er wohnte bei armen Leuten und zahlte für sein kleines Zimmerchen 30 Gulden für das Halbjahr. „Das Frühstück läßt man sich im Hause geben, Kaffee und ein Brötchen; des Mittags geht man in ein Gasthaus und ißt da für 20 Kreuzer sehr gut; des Nachts nimmt man gar nichts oder kauft beim Bratwurstler für 6 Kreuzer etwas, nimmt's in den Sack und geht entweder ins Wirtschaftshaus damit, wenn man ausgehen will, oder man geht heim und frißt's dort.“ Uebrigens gehen nur die jungen Studenten

abends in die Kneipe; gefechtere Leute hocken zu Hause oder besuchen Privatgesellschaften. Ich bin, seit ich hier bin, ein einziges Mal um elf Uhr heimgekommen, als ich in eine Gesellschaft geladen war. Die Seizeturichtung ist miserabel hier; im vornehmsten wie im kleinsten Hause sind laufende eiserne Deselchen, welche nicht einmal einen Schieber haben; es ist merkwürdig, wie dumm in dieser Beziehung so eine ganze Stadt sein kann . . .“

Wichtiger ist freilich alles, was Keller über die geistige Bahn schreibt, in die er geworfen wurde. Er besuchte Vorlesungen bei Henle, Pettner und Feuerbach; die historischen Studien bei Häußer erlitten eine Unterbrechung, als dieser in die Zweite badische Kammer gewählt wurde. Henle las über Anthropologie. . . . Der klare schöne Vortrag und die philosophische Auffassung fesselten mich, ich ging nun in alle Stunden und gewann zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen. Besonders das Nervensystem behandelte Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gewonnenen Einsichten die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgeben. Ein aufgeweckter junger Dozent, Dr. Pettner, auch vorzüglicher Literaturhistoriker und Aesthetiker, las über Spinoza und die aus ihm hervorgegangene Philosophie bis auf heute. Endlich kam noch Ludwig Feuerbach nach Heidelberg und liest hier auf ergangene Einladung öffentlich (im Rathhause, nicht an der Universität) über Religionsphilosophie. Bald kam ich persönlich mit Feuerbach zusammen, sein tüchtiges Wesen zog mich an und machte mich unbefangener für seine Lehre, und so wird es kommen, daß ich in gewissen Dingen verändert zurückkehren werde. . . . Für die poetische Tätigkeit glaube ich neue Ausichten und Grundlagen gewonnen zu haben, denn erst jetzt fange ich an, Natur und Mensch so recht zu packen und zu fühlen. . . . Nebenbei arbeite ich an meinem unglückseligen Romane (Der Grüne Heinrich), welchen ich, da ich einen ganz andern Standpunkt und Abschluß meines bisherigen Lebens gewonnen habe, erst wieder zu zwei Dritteln umschmelzen muß. Wenn der Sommer schön wird in dieser schönen Landschaft, so werde ich ein Schauspiel darin schreiben, das mir durch den Kopf geht. Was nächsten Winter aus mir wird, kann ich noch nicht sagen; ich habe Lust, in Deutschland zu bleiben. Denn, wenn die Deutschen immer noch Efel sind in ihrer Politik, so bekommen mir ihre literarischen Elemente um so besser.“ (8. Febr. 1849.)

Die folgenden Briefe geben weiter Zeugnis von der innern Umwandlung Kellers, von seinen Arbeiten am Roman und Drama, von Universitätszuständen und den politischen Ereignissen. Am 10. März 1849 schreibt er: „Es gärt wieder ziemlich unter dem Volke hierzulande; ich wünsche aber kaum, daß nächstens etwas losgeht, wenigstens möchte ich nicht in Heidelberg sein während einer Revolution; denn ein roheres und schlechteres Proletariat habe ich noch nirgends gesehen als hier; man ist nichts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht. . . .“ Trotz seines Wunsches sollte Keller bald den Kriegsärm der badischen Erhebung vernehmen. Da er an der Neckarbrücke wohnte, sah er die Sache aus bedenklicher Nähe. „Die badischen Soldaten sind sehr brave Kerle und haben sich tapfer gewehrt. Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmüthig gehalten. Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, im bloßen Hemd, wie die Bäcker vor dem Backofen, bei ihren Kanonen, und waren noch forsch und wohlgenut dabei. . . .“

Sein Roman machte ihm tüchtig zu schaffen. Er sollte ein Abschluß werden. „Da derselbe eine Frucht persönlicher Erfahrung ist und ein Abschluß sein soll, so habe ich eine große Scheu, denselben endlich gedruckt zu sehen, und bin namentlich, immer noch unschlüssig über die Haltung der letzten Kapitel. . . . Gegenwärtig redigiere ich ein Bündchen Gedichte zusammen, welche sich nach und nach angehäuft haben. Dieses wird wohl mein Abschied von der Dyrk sein, sowie ich überhaupt, auch in betreff obigen Romanes, nun dieses subjektive Gebahren endlich satt habe und eine wahre Sehnsucht empfinde nach einer ruhigen und heitern objektiven Tätigkeit, welche ich zunächst im Drama zu finden hoffe.“ (23. Juli 1849.)

Noch einmal befand sich Keller im Irrtum über seine wahren Anlagen und Talente. Wie der frühere ihn zur Malerkunst nach München getrieben hatte, lockte ihn nun der zweite nach Berlin, des Theaters wegen, indem er sich, wie er selber ironisch bemerkte, „für einen der Messiasse hielt, welche die deutsche Bühne vier Wochen lang verkühen.“

Pä 34.

Eine Schulhumoreske von Ferdinand Madlinger.



er Herr Schuldirektor Wendling von Steinach ging eines Sommernachmittags lustwandelnd und rauchend die Ruitfelder Straße hinab und dachte seiner Gewohnheit gemäß an nichts Besonderes.

In dem Garten neben dem letzten Häuschen vor der Stadtmauer arbeitete ein alter Bauersmann. Als er den Direktor daherkommen sah, beschattete er mit der schwieligen Rechten seine Augen und trat an das wickelumrankte, brenneffelumbuschte Holzgatter heran, das den Garten von der Straße trennte.

„No, was macht der Allerärgst?“ rief er dem Direktor aus zahnlosem Munde freundlich zu.

Der hielt an, küstete höflich den Panama und fragte nach den Wünschen des alten Graukopfs.

„Was er macht, der Frikle?“

„Der Frikle? Welcher Frikle?“

„Ja, mei Enkele! Brennt er recht ei?“

Um die Wahrheit zu sagen, Direktor Wendling hatte keine blasse Ahnung, von welchem Schüler die Rede war. Es gab der Frikle so viele in seiner Schule, aber er war doch kein Napoleon, daß er alle seine Untergebenen kennen mußte. Ja nicht einmal ein Wallenstein, der bekanntlich keinen vergaß, mit dem er einmal Worte gewechselt. Nein, er war bloß ein einfacher Direktor und Professor, und mithin stark vergeßlich. So sehr er auch die Falten seines Gedächtnisses durchstößerte, er konnte sich des Allen, der so freundlich und bekannt tat, im Augenblick nicht erinnern.

Gitel, wie er war, schämte er sich des Behaftetseins mit diesem Berufsübel und wollte die Blöße nicht eingestehen. Er scheute, wie einem das oft so geht, die Frage nach dem Namen, denn das hätte Teilnahmslosigkeit verraten und den zutulichen Allen vielleicht gekränkt. Als dieser nun weiterdrängte: „Ist er aa brav?“, da entschloß sich der gewiegte Schulmann zu einer Antwort, wie man sie mit einem gewissen Recht auf die meisten derartigen Fragen geben kann.

„Na, wissen Sie“, begann er zögernd, indem er bedachtsam den Kopf wiegte, „was den Fleiß betrifft, da hab ich so den Eindruck, daß er vielleicht manchmal noch ein bißchen mehr tun könnte. Mit dem Betragen kann man im großen ganzen zufrieden sein. Wie die jungen Spritzer halt so sind, — immer fidel und leicht, — die machen alle ab und zu gern ihr Späßchen.“

„So—o?“ erwiderte der alte Graukopf gedehnt und machte recht verwunderte Augen. „No, wart, der Strick soll mer no haaim-komme.“

Wendling merkte, daß man eine bessere Auskunft erwartet hatte, und suchte gleich, ihre Wirkung abzuschwächen, indem er begütigend dazusetzte:

„So schlimm ist es nicht gemeint. Dafür sind es doch Bubel! Wir waren auch mal so.“

„Nix, nix“, entgegnete der Alte unerbittlich. „Do kenn ich kein G'schpaß. Wann er heit noch kommt, werd er gewickelt. Nix for ungut, Herr Direkter, un ich mach aa mein Dank.“

Wendling war froh, daß er weiterkam. Er atmete erleichtert auf. Ueber das ganze Gespräch hatte er ein Gefühl der Unsicherheit gehabt, wie auf einer wackligen Leiter. Es schuf ihm wenig Sorge, ob die Portion Hofenspannens, die er unbewußt einem seiner Schulbuben besorgt hatte, auch wohl verdient war. Schaden würde sie keinem etwas. Ein richtiger deutscher Junge hat immer ein paar Kleinigkeiten auf dem Kerbholz.

Nur eine diebische Neugierde plagte ihn, wer der Betroffene sein mochte, und er fragte am nächsten Morgen den Schuldiener, wer denn da unten in der Ruitfelder Straße in dem letzten Häuschen wohne. Es sei der alte Dorwarth, erhielt er zur Antwort, der Vater des Briefträgers Dorwarth selig, von dem ein Sohn in die Schule gehe.

„Dorwarth“. — Der Name ließ den Direktor zurückprallen, wie wenn man im Dunkeln tappend unversehens die Nase an einen Gegenstand stößt. Dorwarth hieß ja der beste Schüler der Anstalt, der Primus der Untersekunda, das Muster und Vorbild aller Mitschüler!

In der Tat, Friedrich Dorwarth war ein seltener Junge. Er besaß nicht nur eine ungewöhnliche Begabung, sondern daneben einen zähen, ausdauernden Fleiß, wie man ihn so oft in bäuerlichen Kreisen findet. Ein heller, aufgeweckter Bursche, der jedes Jahr bei der Schlußfeier seinen Preis holte, der schon jüngeren Knaben Nachhilfe erteilte und mit seinen Zwischenfragen selbst den Lehrern schwül machen konnte. Dabei durchaus bescheiden und wohlherzogen, wie Beamtenkinder zu sein pflegen.

Dummer Zufall, kam es Wendling in den Sinn, daß seine Auskunft, die er so allgemeingütig und vorsichtig wie nur möglich hatte halten wollen, und die auf 99 Fälle unter 100 passen mußte, nun gerade hier ganz und gar nicht am Platze war. Aber vielleicht ließ sich der Schaden noch gut machen. Wenn er heute wieder spazieren ging, den Mann zu treffen suchte, das gestern Gesagte einschränkte und langsam umdrehte, oder offen ein Mißverständnis vorschülzte. . . .?

Beim Eintritt in die Untersekunda erkannte er indessen, daß sein guter Voratz zu spät kam. Das Unheil war bereits geschehen. Der Primus saß auf seinem Platz wie ein verschuchtes Huhn und warf ihm vorwurfsvolle Blicke voll siedenden Zornes zu. Das eine Auge des Schülers war blau.

Der Alte mußte keine schlechte Handschrift schreiben, dachte Wendling bei sich. Daß er aber auch gleich so hitzig dreinfuhr! Der unschuldige Junge verdiente wirklich Mitleid.

Sonst pflegte Wendling immer, wenn ihm an einem Schüler etwas auffiel, sich väterlich-teilnahmtevoll zu erkundigen. Heute unterließ er es und begann den Unterricht mit harmloser Miene, die nicht verriet, daß ein Gewissenswurm in ihm nagte.

Im Lauf der nächsten Zeit gab sich der Direktor redlich Mühe, sein Verschulden durch liebevoll auszeichnende Behandlung des jungen Dorwarth wegzumachen. Er lobte ihn bei jedem Aufruf, befreite ihn vom Nachmittagsunterricht, ließ ihn die Hefte ins Lehrerzimmer tragen, schickte ihn um 10 Uhr in die Stadt, um das direktoriale Frühstück einzukaufen, das aus zwei Salzwecken und einem Viertelpfund Schwarzenmagen bestand. Er ließ sich von ihm das Aquarium reinigen, die Blumen gießen, den Hasenstall misten.

Aber es ist schon so im menschlichen Leben, daß wir von unserer Schuld nicht loskommen können. Unsere Taten laufen weiter durch eine ganze Reihe von Folgen, auf die wir keine Macht haben, und sie finden manchmal erst ganz spät in einem gerechten Ausgleich ihren Ruhepunkt.

Dorwarth verrichtete alle ihm aufgetragenen Ehrendienste, um die die Schüler sich rissen, zwar willig, doch mit geheimem Groll auf den Direktor, aus dessen auffallend freundlichem Benehmen nach der vorherigen Heintücke er nicht klug wurde. Er konnte es sich nur als einen Ausfluß der zahlreichen Launen des Schulvorstandes erklären, und war, da er ein sauberes Brusttuch hatte, keineswegs gesonnen, die unverdiente Strafe ungerochen zu lassen. Er schwor Wendling grimmige Rache und forschte eifrig nach einer Gelegenheit, um ihm vor seinem Abgang von der Schule noch einen Streich zu spielen.

Es kam die Zeit der Einjährigen-Prüfung. Nach ihrem Verlauf blieben bis zum Schluß noch zwei Wochen Zeit, in denen, wie jeder weiß, von den abgehenden Prüflingen mehr gebummelt wird, als in allen sechs Schulklassen zusammen.

Diese schönen Tage benutzte Direktor Wendling dazu, sich von Dorwarth bei seiner Arbeit helfen zu lassen, die er schon lange vorher begonnen hatte. Es galt, die Lehrerbibliothek zu ordnen und zu katalogisieren.

Der Bücherammlung des Steinacher Lehrkörpers fehlte es nämlich einigermaßen an Uebersicht. Seit dem Weggang des alten Professor Dr. Berworn, in dessen Hand jahrzehntelang die Bücherverwaltung lag, hatte kein Mensch einen Finger daran gerührt. Der alte Herr hatte die Bücher einfach nach der Größe in die Schäfte geordnet, ein Einrichtungs, die für ihn nicht unzweckmäßig war, da er alle Bücher im Kopf hatte. Sie bewirkte aber, daß seine Nachfolger sich nicht auskannten. Die Bücher waren nicht greifbar und konnten bisweilen erst nach zeitraubendem Suchen gefunden werden.

Auf diesen Mißstand wies den Direktor ein Schreiben des Bürgermeisters nachdrücklich hin, das mit Befremden feststellte, daß bei der Rechnungsablage der Schule unter dem Item „Anschaffungen für die Lehrerbücherei“ in zwei aufeinander folgenden Jahren jeweils der Posten von 36 Mark gefunden worden sei für eine Neuausgabe von Goethes sämtlichen Werken.

Diese Doppelanschaffung, so meinte das Schreiben, konnte durch einen Blick in das Inhaltsverzeichnis der Lehrerbibliothek vermieden werden, und man wolle in Zukunft bei Neuerwerbungen mit mehr Sorgfalt zu Werke gehen.

Da blieb dem Leiter der Steinacher höheren Schule nichts übrig, als schleunigst einen Zettelkatalog anzufertigen, von dessen Vorhandensein das Bürgermeisteramt wie von einer Selbstverständlichkeit sprach. Zuwörderst ließ er vom Buchbinder Seibert ein Buch herstellen, in das die Zettel bequem eingesteckt werden konnten. Dann mußte der Schuldner alle Bücher auf den Boden und die Tische des Bibliothekszimmers stapeln, und Wendling ordnete sie eigenhändig nach Wissenschaften in verschiedene Haufen. Mit Tinte schrieb er innen auf den Deckel eines jeden Buches eine Nummer und die abgekürzte Fachbezeichnung, wie Rel., Math., Nat., Gesch., Phil., Päd., Mus., Bell. und so fort. Das bedeutete Religion, Mathematik, Naturkunde, Geschichte, Philologie, Pädagogik, Musik, Belletristik.

Diese Zeichen und Nummern trug Wendling zuletzt nebst Buchtitel, Verfasser und Druckjahr auf die Zettel des Katalogs mit seiner schönen Handschrift ein, der er, wie einige boshafte Leute immer behaupteten, allein seine Ernennung zum Direktor verdankte. Ein heillofes Geschäft, und unsauber, denn die alten Scharteken waren nicht wenig verstaubt.

Als er glücklich damit fertig war, ließ er sich eine Unzahl weißer, blaugründerter, gummierter Schildchen liefern, die er gleichfalls mit Fach- und Nummernbezeichnung versah, um sie den Rücken der Bücher aufzukleben.

Bei dieser mehr mechanischen Arbeit ging ihm bald die Geduld aus, und es kam ihm gerade recht, daß er in Friedrich Dorwarth einen zuverlässigen, gewissenhaften Jungen besaß, der sich zu dieser ebenso ehrenvollen wie langweiligen Beschäftigung vortrefflich verwenden ließ.

So kam es, daß der Untersekundaner Dorwarth in den besagten zwei Schulwochen oft stundenlang allein in der Lehrerbibliothek saß und unter Drangabe seines letzten Speichels die ungezählten Zettelchen anseuchtete, sie auf die Rücken der vor ihm aufgeschichteten Bücher klebte, und die Bände sodann in die genau bezeichneten Schäfte einreichte. Er machte alles so gut und schön, daß er nach Beendigung der großen Arbeit ein überschwengliches Lob vom Herrn Direktor davontrug.

Im folgenden Frühjahr kam ein gefürchteter Oberschulrat aus der Residenz nach Steinach zu einer zweitägigen Besichtigung der Schule. Der Mann fand anscheinend nicht alles nach seinem Wunsch, denn es schloß sich eine lange Konferenz an seinen unerwünschten Besuch. In dieser Konferenz entstand zwischen dem Regierungsvertreter und dem Direktor ein Streit über den Wert gewisser pädagogischer Maßnahmen, die der Inspektor rundweg verwarf, während der Direktor sie hartnäckig verteidigte, wie das in den Wissenschaften nicht selten vorkommt. Zu seiner Unterstützung berief sich der Oberschulrat auf den „Benjamin“ des bekannten Pädagogen Mathias, ein Werk, das in jeder Lehrerbibliothek vorhanden ist.

Wendling blätterte in seinem neuen Bücherverzeichnis und ließ durch den Schuldiener das Buch holen, das die Bezeichnung Päd. 34 trügte. Nach kurzer Zeit lag es vor dem Gestrengen.

Der schüttelte aber sonderbar den Kopf, als er es aufschlug, und schob es mit mißbilligendem Blick dem Direktor zu, indem er sagte: „Was soll denn das sein?“

„Die fromme Helene“ von Wilhelm Busch, las Wendling erbleichend. Mit fiebernder Hand riß er das Buch an sich, das außen ganz richtig den Zettel Päd. 34, innen dagegen die Bezeichnung Bell. 612 trug.

„Ja, was ist denn das?“ fragte er nun seinerseits. Er konnte es sich nicht erklären und verschwand in tödlicher Verlegenheit nach der Bibliothek.

Er blieb lange aus. So lange, daß der Inspektor ihm einen Herrn nachschickte, der auch nicht wiederkam. Ein dritter und vierter verschwand in derselben Weise, bis schließlich der Gewaltige sich selbst nach dem Bücherzimmer aufmachte. Dort fand er die Herren in Hemdsärmeln vor, im Schweiß ihres Angesichts die staubigen Schäfte nach dem verlangten Buch durchwühlend.

Es ergab sich die betrübliche Tatsache, daß ein unentwirrbares Durcheinander in der Bücherammlung herrschte, indem zahlreiche Bände festsamerweise einen falschen Rückenschild trugen. Daß man noch nie darauf gekommen war, ließ einen naheliegenden, peinlichen Schluß zu.

Am Abend desselben Tages hatte der Inspizient ganz privatim eine Sitzung mit dem Anstaltsleiter in dessen Amtszimmer. Es entzieht sich der öffentlichen Kenntnis, was da gesprochen und verhandelt wurde. Wendling selber hat nie etwas darüber geäußert.

In der Stadt lief bald das Gerücht um von einer Strafverurteilung oder gar Entlassung des Direktors wegen mangelhafter Amtsführung. Das war natürlich, wie so oft, stark übertrieben. Es erfolgte nichts äußerlich Sichtbares, und Wendling blieb. Ausgewachsene Schulvorstände setzt man nicht über Nacht an die Luft, als wären es grasgrüne Praktikanten.

Das hatte auch gar nicht in der Absicht Fritz Dorwarths gelegen, der damals aus Rache für die zu unrecht erhaltene Tracht Prügel die Bücherzettel nach Möglichkeit falsch klebte.

Direktor Wendling nahm eine neue Ordnung der Bibliothek vor. Diesmal mußte er aber die gummierten Rückenschildchen alle selber anspeicheln.